



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die deutsche Romantik

Jaspert, Reinhard

Berlin, 1949

der Tod der Gänderode.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-80777](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-80777)

mich nichts angeht. — Aber in der Früh', da hab' ich ein ganz lauter Herz; und schäm mich nicht, die Natur zu fragen, und ich versteh' sie auch, gestern abend war mir so wohl hier, wie Bernhards Schiff mit der Harmonie hin und her fuhr auf dem Main, die meisten Leut' waren nachgefahren auf Nachen, wir blieben am Ufer, ich hatt' mich ganz in die Ecke gesetzt, da steht ein großer Zitronenbaum, es war Wetterleuchten, aber die Hitz' war doch nicht abgekühlt, und die Blüten vom Baum wetterleuchteten auch, oder sollt' ich mich getäuscht haben? — Denn ich war eingeschlafen über der Musik, und wie ich aufwachte, da sah ich ganz verwundert, wie der Zitronenbaum Flammen hauchte aus den Blüten. — Ich kann's doch nicht geträumt haben? — Denn ich guckte eine ganze Weile zu, bis ein leiser Regen kam, da gingen wir nach Haus. Wer weiß, was doch alles vorgeht in der Natur, was sie uns verbürgt. Der Mensch hat ja auch als Gefühle, die er nimmer wollt' belauscht haben. Daß aber der Baum über mir fortleuchtete, wie ich mich besann und ihm zuschaute, das ist mir so lieb — ich konnt' nicht schlafen im Bett, es war mir zu wohl dort gestern, wo ich den Herzschlag der Natur fühlte, und wo sie mit ihren Blumen mich anflamnte. Im Dunkel haucht man die Lieb' aus, und schämt sich nicht vor dem Schatz, weil's dunkel ist. Nun bin ich mit Zagen hergeschlichen, heimlich, daß es nicht gewußt sei, wie auch jenes Leuchten nicht gewußt ist. — Erst greinte die Hoftür, aber heut' abend will ich sie salben, wie der Properz, wenn er einen Liebesweg vorhat; dann krachte die Gartentür, dann schurrte der Kies unter den Füßen. — Man scheut das Gebüsch zu wecken, so still ist alles, mit Ruh gedeckt. Die verschlafenen Federnelkchen schuckern zusammen im frühen Tau und mich schauert auch das stille Weben in der Natur hier über der schlafenden Welt, obschon der Wind nicht so scharf ist, der den Tag heraufweht. Heut' ist auch ganz milde, gestern abend war der Himmel grün und mischte sich mit dem Rot, das vom Untergang heraufzog, unten waren Purpurstreifen und Violett mit Feuer umsäumt, dann kam die Nacht herauf. — Heut' früh schlugen die Morgenwolken ihre Feuerflügel um Euern schwarzen Dom, man denkt als, sie wollten ihn in der Glut verzehren, dazu schmetterten die Nachtigallen, und das blaue Gebirg drüben so stolz und kühl! — Das alles freut mich besser als Weisheit — hier unter dem Zitronenbaum, der gestern Flammen und heute Tränen über mich schüttelt.

Und jetzt geh' ich, Dir hab' ich alles eingepägt, das ist nicht ausgeplaudert, mich lockt's, damit es nicht vergessen sein soll, daß ich Dir's vertraut hab'.

Aus „Bettina von Arnim“ (1804)

Der Tod der Gänderode

Über die Gänderode ist mir am Rhein unmöglich zu schreiben, ich bin nicht so empfindlich, aber ich bin hier am Platz nicht weit genug von dem Gegenstand ab, um ihn ganz zu übersehen; — gestern war ich da unten, wo sie lag; die Weiden sind so gewachsen, daß sie den Ort ganz zudecken, und wie ich mir so dachte, wie sie voll Verzweiflung hierher lief und so rasch das gewaltige Messer sich in die Brust stieß, und wie das tagelang in ihr so gekocht hatte, und ich, die so nah mit ihr stand, jetzt an demselben Ort, gehe hin und her an demselben Ufer, in süßem Überlegen meines Glückes, und alles und das Geringste, was mir begegnet, scheint mir mit zu dem Reichtum meiner Seligkeit zu gehören. Da bin ich wohl nicht geeignet, jetzt alles zu ordnen und den einfachen Faden unseres Freundeslebens, von dem ich doch nur alles anspinnen könnte, zu verfolgen. — Nein, es kränkt mich, und ich mache Ihr Vorwürfe, wie ich

ihr damals in Träumen machte, daß sie die so schöne Erde verlassen hatte; sie hätt' noch lernen müssen, daß die Natur Geist und Seele hat und mit dem Menschen verkehrt und sich seiner und seines Geschickes annimmt und daß Lebensverheißungen in den Lüften uns umwehen; ja, sie hat's bö's mit mir gemacht, sie ist mir geflüchtet, gerade wie ich mit ihr teilen wollte alle Genüsse. Sie war so zaghaft; eine junge Stiftsdame, die sich fürchtete, das Tischgebet laut herzusagen; sie sagte mir oft, daß sie sich fürchtete, weil die Reihe an ihr war; sie wollte vor den Stiftsdamen das Benedicite nicht laut hersagen; unser Zusammenleben war schön, es war die erste Epoche, in der ich mich gewahr ward . . .

Sie erzählte mir wenig von ihren sonstigen Angelegenheiten, ich wußte nicht, in welchen Verbindungen sie noch außer mir war; sie hatte zwar von Daub in Heidelberg gesprochen und auch von Creuzer, aber ich wußte von keinem, ob er ihr lieber sei als der andere; einmal hatte ich von andern davon gehört, ich glaubte es nicht, einmal kam sie mir freudig entgegen und sagte: „Gestern hab' ich einen Chirurg gesprochen, er hat mir gesagt, daß es sehr leicht ist, sich umzubringen“, sie öffnete hastig ihr Kleid und zeigte mir unter der schönen Brust den Fleck; ihre Augen funkelten freudig; ich starrte sie an, es ward mir zum erstenmal unheimlich, ich fragte: „Nun! — was soll ich denn tun, wenn du tot bist?“ „Oh“, sagte sie, „dann ist dir nichts mehr an mir gelegen, bis dahin sind wir nicht mehr so eng verbunden, ich werd' mich erst mit dir entzweien.“ — Ich wendete mich nach dem Fenster, um meine Tränen, mein vor Zorn klopfendes Herz zu verbergen, sie hatte sich nach dem anderen Fenster gewendet, aber der Strahl war gebrochen, als ob sich sein ganzes Feuer nach innen gewendet habe; — nachdem ich sie eine Weile beobachtet hatte, konnt' ich mich nicht mehr fassen — ich brach in lautes Schreien aus, ich fiel ihr um den Hals und riß sie nieder auf den Sitz und setzte mich auf ihre Knie und weinte viel Tränen und küßte sie zum erstenmal an ihren Mund und riß ihr das Kleid auf und küßte sie an die Stelle, wo sie gelernt hatte, das Herz zu treffen; und ich bat mit schmerzlichen Tränen, daß sie sich meiner erbarme, fiel ihr wieder um den Hals und küßte ihre Hände, die waren kalt und zitterten, ihre Lippen zuckten, sie war ganz kalt, starr und totenblaß und konnte die Stimme nicht erheben, sie sagte leise: „Bettine, brich mir das Herz nicht“; — ach, da wollt' ich mich aufreißen und wollte ihr nicht weh tun; ich lächelte und weinte und schluchzte laut, ihr schien immer banger zu werden, sie legte sich aufs Sofa; da wollte ich scherzen und wollte ihr beweisen, daß ich alles für Scherz nähme; da sprachen wir von ihrem Testament; sie vermachte einem jeden etwas; mir vermachte sie einen kleinen Apoll unter einer Glasglocke, dem sie einen Lorbeerkranz umgehängt hatte; ich schrieb alles auf; im Nachhausegehen machte ich mir Vorwürfe, daß ich so aufgereggt gewesen war; ich fühlte, daß es doch nur Scherz gewesen war, oder auch Phantasie, die in ein Reich gehört, welches nicht in der Wirklichkeit seine Wahrheit behauptet; ich fühlte, daß ich Unrecht gehabt hatte und nicht sie, die ja oft auf diese Weise mit mir gesprochen hatte.

Einmal kam ich zu ihr, da zeigte sie mir einen Dolch mit silbernem Griff, den sie auf der Messe gekauft hatte, sie freute sich über den schönen Stahl und über seine Schärfe; ich nahm das Messer in die Hand, erprobte es am Finger, da floß gleich Blut, sie erschrak, ich sagte: „O Günderröde, du bist so zaghaft und kannst kein Blut sehen und gehst immer mit einer Idee um, die den höchsten Mut voraussetzt, ich hab' noch das Bewußtsein, daß ich eher vermögend wär', etwas zu wagen, obschon ich mich nie umbringen würde; aber mich und dich in einer Gefahr zu verteidigen, dazu hab' ich Mut, und wenn ich jetzt mit dem Messer auf dich eindringe — siehst du, wie du dich fürchtest?“ — Sie zog sich ängstlich zurück; der alte Zorn

regte sich wieder in mir unter der Decke des glühenden Mutwillens; ich ging immer ernstlicher auf sie ein, sie lief ins Schlafzimmer hinter einen ledernen Sessel, um sich zu sichern; ich stach in den Sessel, ich riß ihn mit vielen Stichen in Stücke, das Roßhaar flog hier und da hin in der Stube, sie stand flehend hinter dem Sessel und bat, ihr nichts zu tun; — ich sagte: „Eh ich dulde, daß du dich umbringst, tue ich's lieber selbst.“ „Mein armer Stuhl!“ rief sie. „Ja was, dein Stuhl, der soll den Dolch stumpf machen.“ Ich gab ihm ohne Barmherzigkeit Stich auf Stich, das ganze Zimmer wurde eine Staubwolke, so warf ich den Dolch weit in die Stube, daß er prasselnd unter das Sofa fiel; ich nahm sie bei der Hand und führte sie in den Garten, in die Weinlaube, ich riß die jungen Weinreben ab und warf sie ihr vor die Füße; ich trat darauf und sagte: „So mißhandelst du unsere Freundschaft.“ — Ich zeigte ihr die Vögel auf den Zweigen und daß wir wie jene, spielend aber treu gegeneinander bisher zusammengelebt hätten. Ich sagte: „Du kannst sicher auf mich bauen, es ist keine Stunde in der Nacht, die, wenn du mir deinen Willen kundtust, mich nur einen Augenblick besinnen machte; — komm vor mein Fenster und pfeif' um Mitternacht, und ich geh' ohne Vorbereitung mit dir um die Welt. Und was ich für mich nicht wagte, das wag' ich für dich, — aber du? — Was berechtigt dich, mich aufzugeben? — Kannst du solche Treue verraten, und versprich mir, daß du nicht mehr deine zaghafte Natur hinter so grauenhaft prahlerische Ideen verschanzen willst“ — ich sah sie an, sie war beschämt und senkte den Kopf und sah auf die Seite und war blaß; wir waren beide still, lange Zeit. „Günderode“ sagte ich, „wenn es dir ernst ist, dann gib mir ein Zeichen.“ — Sie nickte. Sie reiste ins Rheingau, von dort aus schrieb sie mir ein paarmal wenige Zeilen; — ich hab' sie verloren, sonst würde ich sie hier einschalten.

Es vergingen vierzehn Tage, da kam Fritz Schlosser, er bat mich um ein paar Zeilen an die Günderode, weil er ins Rheingau reisen werde und wolle gern ihre Bekanntschaft machen. Ich sagte, daß ich mit ihr brouilliert sei, ich bäte ihn aber, von mir zu sprechen und abzugeben ein Wort, was es für einen Eindruck auf sie mache. — „Wann gehen Sie hin“, sagte ich, „morgen?“ — „Nein, in acht Tagen.“ — „Oh, gehen Sie morgen, sonst sprechen Sie sie nicht mehr; — am Rhein ist's so melancholisch“, sagte ich scherzend, „da könnte sie sich ein Leids antun.“ Schlosser sah mich ängstlich an. „Ja, ja“, sagte ich mutwillig, „sie stürzt sich ins Wasser oder ersticht sich aus bloßer Laune.“ — „Freveln Sie nicht“, sagte Schlosser, nun frevelte ich erst recht: „geben Sie acht, Schlosser, Sie finden sie nicht mehr, wenn Sie nach alter Gewohnheit zögern, und ich sage Ihnen, gehen Sie heute lieber wie morgen und retten Sie sie von unzeitiger melancholischer Laune“; und im Scherz beschrieb ich sie, wie sie sich umbringen werde, im roten Kleid, mit aufgelöstem Schnürband, dicht unter der Brust die Wunde; das nannte man tollen Übermut von mir, es war aber bewußter Überreiz, indem ich die Wahrheit vollkommen genau beschrieb. Am andern Tag kam Franz (Brentano) und sagte: „Mädchen, wir wollen ins Rheingau gehen, da kannst du die Günderode besuchen.“ — „Wann?“ fragte ich. — „Mörge“, sagte er. — Ach, ich packte mit Übereile ein, ich konnte kaum erwarten, daß wir gingen; alles, was ich begegnete, schob ich hastig aus dem Weg, aber es vergingen mehrere Tage, und es ward die Reise immer verschoben; endlich, da war meine Lust zur Reise in tiefe Trauer verwandelt und ich wär' lieber zurückgeblieben. — Da wir in Geisenheim ankamen, wo wir übernachteten, lag ich im Fenster und sah ins mondbespiegelte Wasser, meine Schwägerin Toni saß am Fenster; die Magd, die den Tisch deckte, sagte: „Gestern hat sich auch eine junge, schöne Dame, die schon sechs Wochen hier sich aufhielt, bei Winkel umgebracht; sie ging am Rhein spazieren, ganz lang, dann lief sie nach Hause, holte ein

Handtuch; am Abend suchte man sie vergebens; am anderen Morgen fand man sie am Ufer unter Weidenbüschen, sie hatte das Handtuch voll Steine gesammelt und sich um den Hals gebunden, wahrscheinlich, weil sie sich in den Rhein versenken wollte; — aber da sie sich ins Herz stach, fiel sie rückwärts, und fand sie ein Bauer am Rhein liegen unter den Weiden an einem Ort, wo es am tiefsten ist. Er riß ihr den Dolch aus dem Herzen und schleuderte ihn voll Abscheu weit in den Rhein, die Schiffer sahen ihn fliegen — da kamen sie herbei und trugen sie in die Stadt.“ — Ich hatte im Anfang nicht zugehört, aber zuletzt hörte ich's mir an und rief: „Das ist die GÜnderode!“ Man redete mir's aus und sagte, es sei wohl eine andere, da soviel Frankfurter im Rheingau wären. Ich ließ mir's gefallen und dachte: Gerade, was man prophezeie, sei gewöhnlich nicht wahr. — In der Nacht träumte mir, sie käme mir auf einem mit Kränzen geschmückten Nachen entgegen, um sich mit mir zu versöhnen; ich sprang aus dem Bett in des Bruders Zimmer und rief: „Es ist alles nicht wahr, eben hat mir's lebhaft geträumt!“ „Ach“, sagte der Bruder, „baue nicht auf Träume!“ — Ich träumte noch einmal, ich sei eilig in einem Kahn über den Rhein gefahren, um sie zu suchen; da war das Wasser trüb und schilfig, die Luft war dunkel, und es war sehr kalt. Ich landete an einem sumpfigen Ufer, da war ein Haus mit feuchten Mauern, aus dem schwebte sie hervor und sah mich ängstlich an und deutete mir, daß sie nicht sprechen könne; — ich lief wieder zum Schlafzimmer der Geschwister und rief: „Nein, es ist gewiß wahr, denn mir hat geträumt, daß ich sie gesehen habe, und ich habe gefragt: ‚Günderode, warum hast du mir dies getan?‘ Da hat sie geschwiegen, hat den Kopf gesenkt und hat sich traurig nicht verantworten können.“ Nun überlegte ich im Bett alles und besann mich, daß sie mir früher gesagt hatte, sie wolle sich erst mit mir entzweien, ehe sie diesen Entschluß ausführen werde; nun war mir unsere Trennung erklärlich, auch daß sie mir ein Zeichen geben werde, wenn ihr Entschluß reif sei; — das war die Geschichte von ihrer toten Schwester, die sie mir ein halb Jahr früher mitteilte; da war der Entschluß schon gefaßt. — Oh, ihr großen Seelen, dieses Lamm in seiner Unschuld, dieses junge, zaghafte Herz, welche ungeheure Gewalt hat es bewogen, so zu handeln? — Am anderen Morgen fuhren wir bei früherer Zeit auf dem Rhein weiter. —

Franz hatte befohlen, daß das Schiff jenseits sich halten solle, um zu vermeiden, daß wir dem Platz zu nahe kamen, aber dort stand der Fritz Schlosser am Ufer und der Bauer, der sie gefunden, zeigte ihm, wo der Kopf gelegen hatte und die Füße und daß das Gras noch niederliege, — und der Schiffer lenkte unwillkürlich dorthin, und Franz, bewußtlos, sprach im Schiff alles dem Bauer nach, was er in der Ferne verstehen konnte, und da mußte ich denn mit anhören, die schauerhaften Bruchstücke der Erzählung vom roten Kleid, das aufgeschnürt war, und der Dolch, den ich so gut kannte, und das Tuch mit Steinen um ihren Hals und die breite Wunde; — aber ich weinte nicht, ich schwieg . . .

Da kam der Bruder zu mir und sagte: „Sei stark, Mädchen!“ — Wir landeten in Rüdesheim; überall erzählte man sich die Geschichte; ich lief in Windesschnelle an allen vorüber, den Ostein hinauf, eine halbe Stunde bergan, ich war den andern weit vorausgeeilt. — Da lag der herrliche Rhein mit seinem smaragdnen Schmuck der Inseln; da sah ich die Ströme von allen Seiten dem Rhein zufließen und die reichen, friedlichen Städte an beiden Ufern und die gesegneten Gelände an beiden Seiten; da fragte ich mich, ob mich die Zeit über diesen Verlust beschwichtigen werde, und da war auch der Entschluß gefaßt, kühn mich über den Jammer hinauszuschwingen; denn es schien mir unwürdig, Jammer zu äußern, den ich einst beherrschen könne.

Aus „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“

An Goethe

Kein Baum kühlt so mit frischem Laub, kein Brunnen labt so den Durstigen, Sonn' und Mondlicht und tausend Sterne leuchten so nicht ins irdische Dunkel wie Du leuchtest in mein Herz. Ach, ich sage Dir, einen Augenblick in Deiner Nähe zu sein, hält so viel Ewigkeit in sich, daß ein solcher Augenblick der Ewigkeit gleichsam einen Streich spielt, indem er sie gefangen nimmt, zum Scherz nur, er entläßt sie wieder, um sie wieder zu fangen, und was sollte mir auch in Ewigkeit noch für Freude geschehen, da Dein ewiger Geist, Deine ewige Güte mich in ihre Herrlichkeit aufnehmen.

Geschrieben am Tag, da ich Deinen letzten Brief empfangen. Das Gedicht gehört der Welt, nicht mein, denn wollt' ich es mein nennen, es würde mein Herz verzehren.

Ich bin zaghaft in der Liebe, ich zweifle jeden Augenblick an Dir, sonst wäre ich schon auf eine Zeit zu Dir gekommen; ich kann mir nicht denken (weil es zuviel ist), daß ich Dir etwas wert genug bin, um bei Dir sein zu dürfen.

Weil ich Dich kenne, so fürchte ich den Tod, die Griechen wollten nicht sterben, ohne Jupiters Olymp gesehen zu haben, wieviel weniger kann ich die schöne Welt verlassen wollen, da mir prophezeit ist von Deinen Lippen, daß Du mich noch mit offenen Armen empfangen würdest.

Erlaube mir, ja fordere es, daß ich dieselbe Luft einatme wie Du, daß ich täglich Dir unter die Augen sehe, daß ich den Blick aufsuche, der mir die Todesgötter bannt, Goethe, Du bist alles, Du gibst wieder, was die Welt, was die traurige Zeit raubt: da Du es nur vermagst, mit gelassenem Blick reich zu spenden, warum soll ich mit Zutrauen nicht begehren? Diese ganze Zeit bin ich nicht mehr ins Freie gekommen, die Gebirgskette, die einzige Aussicht, die man von hier (München) hat, war oft von den Flammen des Krieges gerötet, und ich habe nie mehr gewagt, meinen Blick dahin zu wenden, wo der Teufel ein Lamm würgt, wo die einzige Freiheit eines selbständigen Volkes sich selber entzündet und in sich verlodert. Diese Menschen, die mit kaltem Blut und sicher über ungeheure Klüfte steigen, die den Schwindel nicht kennen, machen alle anderen, die ihnen zusehen, von ihrer Höhe herab schwindlig; es ist ein Volk, das für den Magen nicht sorgt, dem Gott unmittelbar gerade, wenn die Stunde des Hungers kommt, auch die Nahrung gibt; das, wie es den Adlern gleich, auf den höchsten Felsspitzen über den Nebeln ruht, auch so über den Nebeln der Zeit thront, das lieber im Licht untergeht, als im Dunkeln ein ungewisses Fortkommen sucht. Oh, Enthusiasmus des eignen freien Willens! Wie groß bist Du, da Du allem Genuß, der über ein ganzes Leben verbreitet ist, in einem Augenblick zusammenfassest, darum so läßt sich um einen solchen Moment auch wohl das Leben wagen; mein eigener Wille aber ist, Dich wieder zu sehen, und allen Enthusiasmus der Liebe wird ein solcher Moment in sich fassen, und darum begehre ich auch außer diesem nichts mehr.

Von den Kufsteiner Belagerungsgeschichten möchte ich Dir manches erzählen, was dem Dux gewiß Freude machen würde und was auch verdiente, verewigt zu werden, allein zu sehr wird eine ernste Teilnahme an dem echten Heroismus mißhandelt durch Betrug aller Art, und das macht auch, daß man lieber gar nicht hinhorcht, als daß man das Herz durch Lügen sich schwer machen läßt. — Das Gute, was die Bayern als wahr passieren lassen, daran ist nicht zu zweifeln, denn wenn sie es vermöchten, so würden sie gewiß das Gelingen der Feinde leugnen. Speckbacher ist ein einziger Held, Witz, Geist, kaltes Blut, strenger Ernst, unbegrenzte Güte, durchsichtige bedürfnislose Natur; Gefahr ist ihm gleich dem Aufgang der Sonne; da wird ihm Tag, da sieht er deutlich, was nottut, und tut alles, indem er seinen Enthusiasmus beherrscht, er

denkt auf seine Ehre und auf seine Verantwortung zugleich, er richtet alles durch sich allein aus, die Befehle der Kommandanten und seine eigenen wohlberedelten Pläne; und auch noch, was der Augenblick erheischt; unter dem Kanonenfeuer der Festung verwüdet er die Mühlen, erbeudet das Getreide und löst die Haubitzen mit dem Hut. Keinen gefahrvollen Plan überläßt er einem andern, die kleine Stadt Kufstein steckte er selbst in Brand mitten unter den Feinden; eine Schiffbrücke der Bayern machte er flott. In einer stürmischen Nacht, im Wasser bis an die Brust, hält er aus bis zum Morgen mit zwei Kameraden, wo er noch die letzten Schiffe unter einem Hagel von Kartätschen flottmacht. — List ist seine göttlichste Eigenschaft. Den verwilderten Bart, der ihm das halbe Gesicht bedeckt, nimmt er ab, verändert Kleidung und Gebärde, und so verlangt er den Kommandanten der Festung zu sprechen. Man läßt ihn ein, er macht ihnen was weis von Verrat, und errät unterdessen alles, was er wissen will, in dieser großen Gefahr mit noch zwei anderen Kameraden ist er keines Augenblickes verlegen, läßt sich beleuchten, untersuchen, zutrinken, und endlich vom Kommandanten bis zum kleinen Pfortchen, wo sie hereingekommen waren, begleitet, nimmt er treuherzig Abschied.

All diese Mühen und Aufopferungen werden indessen zunichte gemacht durch die Unzuverlässigkeit von Osterreich, das überhaupt ist, als könne es keinen glücklichen Erfolg ertragen, und fürchte sich vor seinem großen Feind, einst diese Siege verantworten zu müssen, und so wird es auch noch kommen, es wird noch den großen Napoleon um Verzeihung bitten, daß man ihm die Ehre erzeigt, ihm ein Heldenvolk entgegenzustellen; ich breche ab, zu gewiß ist mir, daß auf Erden allen Großen schlecht vergolten wird . . .

(28. Mai 1810)

Über Beethoven

Wie ich diesen sah, von dem ich Dir jetzt sprechen will, vergeß ich der ganzen Welt, schwindet mir doch auch die Welt, wenn mich Erinnerung ergreift, — ja, sie schwindet. Mein Horizont hängt zu meinen Füßen, wölbt sich um mich, und ich stehe im Meer des Lichts, das von Dir ausgeht, und in aller Stille schweb' ich gelassenen Fluges über Berg und Tal zu Dir. Ach, lasse alles sein, mache Deine lieben Augen zu, leb' in mir einen Augenblick, vergesse, was zwischen uns liegt, die weiten Meilen und auch die lange Zeit. — Von da aus, wo ich Dich zum letztenmal sah, sehe mich an; ständ' ich doch vor Dir! — Könnst' ich's Dir deutlich machen! Der tiefe Schauer, der mich schüttelt, wenn ich eine Weile der Welt mit zugesehen habe, wenn ich dann hinter mich sehe in die Einsamkeit und fühle, wie fremd mir alles ist. Wie kommt's, daß ich dennoch grüne und blühe in dieser Ode? — Wo kommt mir der Tau, die Nahrung, die Wärme, der Segen her — von dieser Liebe zwischen uns, in der ich mich jetzt so lieblich fühle. — Wenn ich bei Dir wäre, ich wollte Dir viel wiedergeben für alles. — Es ist Beethoven, von dem ich Dir jetzt sprechen will, und bei dem ich der Welt und Deiner vergessen habe; ich bin zwar unmündig, aber ich irre darum nicht, wenn ich ausspreche, was jetzt vielleicht keiner versteht und glaubt, er schreitet weit der Bildung der ganzen Menschheit voran und ob wir ihn je einholen? — Ich zweifle; möge er nur leben, bis das gewaltige und erhabene Rätsel, das in seinem Geiste liegt, zu seiner höchsten Vollendung herangereift ist, ja, möge er sein höchstes Ziel erreichen, gewiß dann läßt er den Schlüssel zu einer himmlischen Erkenntnis in unseren Händen, die uns der wahren Seligkeit um eine Stufe näher rückt.

Vor Dir kann ich's wohl bekennen, daß ich an einen göttlichen Zauber glaube, der das Element der geistigen Natur ist, diesen Zauber übt Beethoven in seiner Kunst; alles, wessen er